# Monatschrift
der
## Oesterreichisch-Israelitischen Union.

Nr. 4 Wien, April 1902 14. Jahrgang

## Zur Interpellation des Abgeordneten Schneider.

Das „Deutsche Volksblatt“ hat in seiner Morgenausgabe vom 4. März l. J. den kürzlich zur Versendung gelangten Rechenschaftsbericht der „Oesterreichisch-Israelitischen Union“ veröffentlicht und die darin angeführten einzelnen Fälle, in welchen unsere Intervention Erfolg hatte — selbstverständlich in einer diesem Blatte entsprechenden gehässigen Weise — besprochen.

Im Anschlusse an diese Veröffentlichung überreichten die Abgeordneten Schneider und Genossen in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 7. März l. J. eine Interpellation an den Ministerpräsidenten, in welcher darauf hingewiesen wird, dass unser Verein angeblich „über eine geradezu unheimliche Macht verfüge, der sich auch jene Factoren nicht entziehen können, die völlig unbeeinflusst und streng unparteiisch vorzugehen verpflichtet sind“.

Aus dieser Interpellation und aus dem Lärm, der sich in den antisemitischen Blättern erhoben hat, ist ersichtlich, dass die Wirksamkeit der „Union“ den Antisemiten ein Dorn im Auge ist.

Wir finden das vollkommen begreiflich und werden uns bemühen, auf die Gefahr hin, das Missfallen das „Deutschen Volksblatt“ und der antisemitischen Abgeordneten in noch grösserem Masse herauszufordern, auch weiterhin unsere Glaubensgenossen gegen Verunglimpfungen und Vergewaltigungen zu schützen.

Wir haben gar keine Veranlassung, uns hierbei in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen. Offen und unverhüllt, wie die antisemitische Gewaltthat, wird auch der Schutz sein, welchen wir nach Kräften demjenigen gewähren, welcher wegen seiner Eigenschaft als Jude in seinem Rechte, seiner Ehre oder seinem Vermögen verletzt wird.

Wenn die Interpellanten den Ministerpräsidenten fragen: „Wie ist es zu rechtfertigen, dass, wie aus dem Thätigkeitsberichte des Vereines hervorgeht, den Forderungen desselben in allen hier in Frage kommenden Fällen ausnahmslos Rechnung getragen wurde?“ so ist die Antwort von selbst gegeben, denn wir haben niemals etwas anderes verlangt, als dass die geltenden Gesetze auch dann angewendet werden sollen, wenn sie den Juden Schutz gegen Ungebür und Gewaltthat gewähren.

Es ist allerdings traurig und bezeichnend für unsere Zustände, dass ein derartiger Rechtsschutz-Verein zur Nothwendigkeit geworden ist und dass derselbe, so oft in die Lage kommt, antisemitische Uebergriffe abwehren zu müssen.

Insolange dies der Fall ist, werden wir gegenüber jeder einzelnen Rechtsverletzung von unseren staatsbürgerlichen Rechten zum Schutze unserer bedrohten Glaubensgenossen Gebrauch machen und, wenn dies nöthig ist, auch wiederum „ein Wort an den Minister“ richten, falls die untergeordneten Behörden ihre gesetzliche Pflicht nicht erfüllen.

Wir werden uns bei dieser Wirksamkeit auch nicht durch die hämische Kritik jener Glaubensgenossen beirren lassen, welche gegen uns das Schlagwort ins Treffen führen, dass das Geheimnis die Bürgschaft des Erfolges sei, aber hinter diesem Schlagworte lediglich ihre eigene pflichtwidrige Unthätigkeit und ihre eigenen Misserfolge zu verbergen suchen.

---

## Rechte und Pflichten der österreichischen Juden.

Unter diesem Titel hielt Samstag den 1. März Herr Rechtsanwalt Dr. Heinrich Meyer-Cohn, einer der angesehensten Führer der deutschen Judenschaft, vor einer zahlreich besuchten Versammlung der „Oesterreichisch-Israelitischen Union“ einen geistvollen, von gründlichem Verständnisse der politischen Zustände Oesterreichs zeugenden Vortrag.

Vicepräsident Professor Dr. Ehrmann eröffnet die Versammlung mit folgender Ansprache:

„Meine verehrten Damen und Herren! Im Auftrage des Vorstandes der Oesterreichisch-israelitischen Union begrüsse ich aufs herzlichste Sie alle, die erschienen sind, um den Worten unseres verehrten Gastes zu lauschen. Wir wissen alle, welch hohe Auffassung er in seinen literarischen Arbeiten vom Wesen des Judenthums hegt, wir wissen auch, wie er immer und jederzeit für die Wahrheit dieser Erkenntnis gekämpft hat und welch glänzende Klinge er führt. Wir danken ihm dafür, dass er heute nach Wien gekommen ist, um uns durch seinen Rath und seine Meinung in dem schweren, ja doppelt schweren Kampfe, denn wir in Oesterreich um die Wahrheit führen, zu unterstützen. Wir danken ihm hierfür nochmals.“ (Lebhafter Beifall.)

Herr Dr. Heinrich Meyer-Cohn (mit lebhaftem Applaus begrüsst):

„Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Der ehrenvollen Aufforderung Ihres Vorstandes habe ich mit grosser Freude Folge geleistet. Die Ansprache, mit welcher der verehrte Herr Vorsitzende sein Amt angetreten hat, und der freudige Beifall, den diese Ansprache bei Ihnen gefunden hat, war mir ein Beweis, dass eine Uebereinstimmung zwischen der Auffassung in der „Union" und der meinen herrscht. Eine solche ist aber nothwendig, damit die Worte des Redners ihren Widerhall im Herzen der Zuhörer finden.

Meine verehrten Damen und Herren! Mit Ihrer freundlichen Erlaubnis werde ich meinen Vortrag sitzend abhalten. Wie ich gehört habe, besteht in dieser Beziehung keine feststehende Praxis; ein Theil der Redner sitzt, ein anderer Theil steht. Wenn ich mich nun für das Sitzen entschlossen habe, so war erst in zweiter Reihe die Rücksicht auf meine Bequemlichkeit massgebend; in erster Reihe aber das Gefühl, dass man sich darnach zu richten habe, ob jemand über viel Pathos verfügt oder nicht, denn wenn Einer auf den Tisch schlägt und schreit: „Nieder mit diesem Menschen!" so ist es komisch, wenn er hierbei sitzt. Wenn ein Redner aber, so wie ich, nur plaudern will, so muss er sitzen. (Heiterkeit und Beifall.)

Meine verehrten Damen und Herren! Die Rechte und Pflichten, über welche ich zu Ihnen sprechen will, sind die Rechte und Pflichten der österreichischen Juden. Ich möchte nun auseinandersetzen, worin diese Rechte und Pflichten bestehen, ob diese Rechte und Pflichten stets erfüllt worden sind oder geschätzt wurden von den Juden selbst, und von einer unparteiischen Regierung, und ob schliesslich die Rechte geachtet worden sind von Ihren Mitbürgern.

Es scheint vielleicht anmassend, dass ich als Fremder über diesen Gegenstand sprechen will, der Ihnen weit näher liegt, als mir und über welchen Sie eine grössere Kenntnis besitzen. (Widerspruch.) Aber, meine Damen und Herren, wenn ich an dem Spiele der politischen Kräfte nicht Antheil genommen habe, so habe ich als aufmerksamer Kiebitz doch dem Spiele gefolgt, und, wie Sie wissen, ist der Kiebitz weit besser in der Lage, ein Spiel zu beurtheilen, als derjenige, welcher von der Aufregung des Spieles ergriffen ist. Vielleicht kommt auch die Unbeliebtheit der Kiebitze (Heiterkeit) theilweise daher, dass sie eben recht haben, denn der Kritiker, der recht hat, ist meistens unbeliebt.

Nun, meine Damen und Herren, wenn ich mir erlauben will, eine freimüthige Kritik an manchem zu üben, was sich in Oesterreich ereignet hat, so können Sie versichert sein, dass ich bei dieser Kritik niemals vergessen werde, dass ich als Gast bei Ihnen auf österreichischem Boden weile. Selbst da, wo meine Kritik vielleicht auf falschen Schlüssen beruht — das wird häufig der Fall sein — mag vielleicht Ihnen die eine oder

andere Anregung daraus entstehen. Der Mensch kann nur durch Vergleiche denken und deshalb kann selbst durch Vergleichen der Anschauungen manche neue Anregung entstehen.

Bei den Pflichten und Rechten der österreichischen Juden handelt es sich zunächst natürlich um die materiellen Pflichten des Staatsbürgers. Natürlich ist diese Pflicht leicht zu bestimmen. Es ist ganz klar, dass die österreichischen Juden Steuer zu zahlen haben; es ist dies ihre Pflicht in derselben Weise, wie bei allen anderen Staatsbürgern. Die Schwierigkeit entsteht eigentlich erst bei der Frage: wie weit gehen die Pflichten der Juden auf geistigem Gebiete, oder um ein beliebtes Schlagwort zu gebrauchen, haben die österreichischen Juden die Pflicht, sich zu assimilieren? Es kommen hierbei zwei Gedankenkreise in Betracht: der nationale und der kirchliche.

In kirchlicher Beziehung hat man an uns meistens keine Anforderungen gestellt, entsprechend der allgemeinen Tendenz des Jahrhunderts, welche, abgesehen von einzelnen Rückschlägen, kirchlichen Fragen mit einer gewissen Unparteilichkeit gegenübersteht. Ich will nicht leugnen, dass trotzdem auch auf diesem Gebiete einige Entgleisungen vorgekommen sind. Ich darf hierbei daran erinnern, dass selbst der grosse Mommsen im Jahre 1881 eine Broschüre geschrieben hat, in welcher er den Juden nahelegte, sie sollen sich taufen lassen, dass der berühmte Orientalist Weber der Meinung war, die Juden sollen das Schächten aufgeben, denn es sei ein orientalischer Brauch und darum sei er abzuschaffen. Es ist wichtig, dem gegenüber festzustellen, dass, abgesehen von solchen vereinzelten Missgriffen, doch im allgemeinen übertriebene Forderungen an die Juden nicht gestellt worden sind, dass sie ihre Pflicht gethan haben und dass sie auch bei ihren christlichen Mitbürgern Hilfe gefunden haben. Ich möchte bei dieser Gelegenheit besonders hervorheben, dass dies namentlich in Deutschland durch die Katholiken geschehen ist, welche gleich uns ihre Rechte als religiöse Minderheit vertheidigen. Dies geschah auch in früherer Zeit durch den berühmten Naturforscher Alexander v. Humboldt und in jüngster Zeit durch den Senior der Criminalisten, Weller, welcher die Juden bekräftigt hat in ihrer Anhänglichkeit an ihre Religion. Allerdings hat man sich den Luxus von Gewissensfreiheit auf rein religiösem Gebiete nur so weit geleistet, als nicht bei der Besetzung von Stellen und Aemtern andere Bestrebungen und Rücksichten in Frage kamen. Und man muss auch gebürend in Betracht ziehen, dass die nationale Frage, die auf der einen Seite uns ja so viel geschadet hat, auf der anderen Seite die kirchliche Feindschaft abgestumpft hat. Wenn gewisse Kapläne und Cooperatoren schliesslich auf den Standpunkt gekommen sind, dass ein ge aufter Jude ihnen genau so lieb oder

unlieb wie ein ungetaufter ist, so können wir daran die Wirkung der nationalen und Abschwächung der religiösen Idee deutlich erkennen.

Das eigentliche Gebiet der Phrase von der Assimilierung ist das nationale. Wenn wir die unheilvollen Folgen berücksichtigen, welche diese Phrase herbeigeführt hat, so muss man die Frage der Assimilierung als eine hochernste bezeichnen. Denkt man aber an die merkwürdigen Gedankensprünge, zu welcher die Wortführer gezwungen worden sind, um sie zu rechtfertigen, so muss man doch andererseits gestehen, dass die Komik dabei zu ihrem Rechte kam. Kurz, es gab jene Mischung von Gefährlichkeit und Lächerlichkeit, welche den richtigen Stoff für den Satiriker bildet.

Die Frage des Staatsbürgerthums hat mit der Frage der Nationalität nichts zu thun. Das gilt selbst für Deutschland, das ein halbwegs national geschlossener Staat ist. Es ist richtig, dass dort augenblicklich ein den Polen nicht günstiger Wind weht, aber es gab eine Zeit, wo die polnischen Abgeordneten bei Hof ausserordentlich angesehen waren, und wenn inzwischen eine gewisse Aenderung eingetreten ist, so kennt doch unsere Verfassung keinen Unterschied zwischen Polen und Deutschland, und demjenigen, dem wegen seiner Zugehörigkeit zur polnischen Nation die Ehre zugefallen ist, gewählt zu werden, dem steht der Reichstag genau so offen, wie jemand mit einer stramm alldeutschen Gesinnung.

War nun die Erkenntnis, dass es auf die Nationalität nicht ankomme, in Deutschland schwieriger zu gewinnen als in Oesterreich, so hätte man erwarten müssen, dass diese Erkenntnis in Oesterreich auf der Strasse hätte liegen müssen. Aber, meine Damen und Herren, das Natürliche ist nicht immer das Wirkliche, und so hat man den österreichischen Juden immer eingeredet, und sie haben es schliesslich geglaubt, dass es ihre Pflicht von Gottes- und rechtswegen als österreichische Staatsbürger ist, sich durch stramm-alldeutsche Gesinnung hervorzuthun. Hat auch in dieser Beziehung eine Besserung begonnen, so scheint doch die Krankheit noch nicht ganz überwunden, die in Verbindung mit den Angriffen unserer Feinde das meiste dazu beigetragen hat, die Lage der Juden in Oesterreich und in der ganzen Welt zu verschlechtern.

Meine Damen und Herren! Hier in Wien, wo Haydn, Mozart, Beethoven gewirkt haben, ist der letzte Ort, um dasjenige, was man dem Deutschthum Grosses verdankt, nicht wirklich mit Freuden anzuerkennen, aber was haben Haydn, Mozart und Beethoven, üherhaupt der deutsche Genius, mit der alldeutschen Partei zu thun? Und wenn wir uns dankbar erweisen wollen, sollen wir den Dank dadurch abstatten, dass wir als Schmeichler zu allen Dummheiten unsere Zustimmung geben,

oder nicht vielmehr dadurch, dass wir nur dort freudig mitgehen, wo etwas Vernünftiges geschieht? Unsere Culturthat als Juden hätte gerade darin bestehen müssen, dass wir nicht überall die nationale Dummheit mitmachen, sondern auf die Leute mässigend einzuwirken hätten. Das heisst aber die Assimilation leugnen, denn die Forderung der Assimilation bedeutet eine bedingungslose Entäusserung. Habe ich von meiner Umgebung nach gewissenhafter Prüfung eine Anschauung übernommen, so habe ich mich nicht assimiliert; ich habe sie angenommen, weil sie gut und nicht, weil sie deutsch war, und ich würde genau in derselben Weise etwas übernehmen, was französisch oder englisch ist. Also die Assimilation ist ein Act der Entäusserung, und als solcher ist er gegen die Natur, denn jedes Geschöpf hat den Naturtrieb, seine Eigenart zu erhalten und zu bewahren. (Beifall.) Etwas Aehnliches, meine Damen und Herren, kommt auch sonst in der ganzen Naturgeschichte nicht vor. Wenn aber auch das Wort aus der Naturgeschichte kommt, so ist es falsch verstanden. Ich will nämlich sagen, dass in der Naturgeschichte „Simili“ „Affe“ heisst (Heiterkeit) und dass also „Assimilation“ „Nachäffung“ heissen würde. Das ist nicht die richtige Ethymologie. Das Wort kommt von „Similis“ und heisst „ähnlich“, wobei man allerdings den Herren Philologen die Untersuchung der Frage überlassen muss, ob nicht ein tiefer Sinn darin liegt, dass „ähnlich“ und „Affe“ denselben Stamm haben. (Heiterkeit.)

Man spricht bei der Assimilation in naturwissenschaftlichem Sinne, zum Beispiel von der Assimilation der Nahrung, aber das, was dabei assimiliert wird, ist etwas Todtes, nicht etwas Lebendes, und es assimiliert sich nicht selbst, sondern es wird assimiliert, also genau der entgegengesetzte Sinn, in dem man hier davon spricht.

Auch das Chamäleon, das die Farbe der grünen Bäume anzunehmen pflegt, um seinen Verfolgern zu entgehen, ist kein Assimilant. Wenn ich dieses freundliche, harmlose Thierchen einer Classe von Glaubensgenossen zu vergleichen hätte, so möchte ich es mit jenen vergleichen, die sich nicht zu erkennen geben wollen. (Heiterkeit.) Aber um ein richtiger Assimilant zu sein, fehlt ihm das Aggressive. Es stellt sich nicht auf den Standpunkt, in dem Momente, wo es grün geworden ist, alle anderen Thiere anzugreifen, welche nicht ebenfalls grün geworden sind. Und weit entfernt, seine Eigenart aufgeben zu wollen, nimmt es die Farbe der Bäume aus Selbsterhaltungstrieb an.

Dadurch, dass der Assimilant nicht Herr seiner eigenen Meinung ist, sondern andere Leute nachahmt, ist er ein excentrischer Mensch, denn er hat sein geistiges Centrum nicht in sich, sondern im anderen Menschen, und weil er den geistigen Schwerpunkt nicht in sich hat, ist es kein Wunder, dass er so oft geistig umfällt. Als Nachahmer kommt er immer um eine Idee zu spät,

ein Vorwurf, den man den Oesterreichern gemacht hat, den man aber vielmehr den Juden machen kann. Diese sind wie die Damen in der Provinz, welche die Mode der Hauptstadt nachahmen wollen und deshalb immer die Mode von gestern tragen. Es lässt sich nachweisen, dass dies das Schicksal der österreichischen Juden war. Man sah als Ideal das Deutschland Schillers und Goethes, und indem man sich für dieses Ideal erwärmte, hatte man sich nicht assimiliert, im Gegentheil, man folgte der Mode von gestern.

Es fehlt ein Ideal aller gebildeten deutschen Kreise, so wie es unsere Väter mit dem Ideale der deutschen Einheit und Freiheit gemacht haben. Das Fehlen dieses Ideals hat weit mehr als die antisemitischen Angriffe uns von der Assimilation zurückgebracht. Es fehlte dadurch bei den Juden an der Voraussetzung der Bestrebung, sich zu assimilieren, und daher kommt es, dass die Hingabe an die deutsche Partei etwas Unwahres, Ungesundes bekam; trotzdem hat diese Gefolgschaft jahrelang gedauert, auch dann noch, als die Fortschrittlichen auf dem Rücken der Juden sich mit den anderen Parteien verständigt hatten. (Schr richtig.) Es kam das daher, wie man billigerweise eingestehen muss, dass diese Leute in einer sehr unangenehmen Lage waren zwischen der Pflicht, dem liberalen Theile ihres Programmes zu folgen, und der Nothwendigkeit, sich der nationalen Uebertreibungen ihres Programmes zu erwehren, und dass sie nothwendigerweise auf die nationale Seite fallen mussten.

Zu welch grotesken Verlegenheitssprüngen diese Schwierigkeit geführt hat, dafür möchte ich Ihnen ein interessantes Beispiel aus der Haltung eines sehr angesehenen Blattes anlässlich der Nothnagel-Affaire in Wien anführen. Wie Sie wissen, hat Professor Nothnagel das Missfallen der antisemitischen Studenten dadurch erregt, dass er dem nichtantisemitischen Chefarzt der Rettungsgesellschaft recht gegeben hatte. Dies hatte ihn etwas missliebig gemacht und die Universitätshörer gaben ihrem Missmuthe nicht bloss auf der Universität, sondern auch im Krankensaale Ausdruck. Bei diesem Treiben, welches sich wirklich durch eine besondere Widerlichkeit ausgezeichnet hatte, hatten die Universitätskreise ein grosses Wohlwollen und philosophischen Gleichmuth bewahrt. Sie bedachten nur zwei Studenten mit geringen Strafen, indem sie dieselben auf ein Semester relegierten, wollten aber gleichzeitig ihre Unparteilichkeit zeigen und straften den Sohn eines jüdischen Professors, der keine solche Roheit begangen hatte, in derselben Weise. Wie hat sich nun dieses angesehene Blatt dieser Sache gegenüber benommen? Zuerst 8 Tage lang gar nicht, denn es brachte gar keine Besprechung dieser Angelegenheit. Da muss aber jemand das Blatt aufmerksam gemacht haben, dass dies nicht so weiter gehen kann. Es kam dann wirklich ein Artikel, worin stand, die Zeitung hätte eigent-

lich schon lange etwas auf der Zunge gehabt, aber die Rücksicht auf die Eltern der jungen Leute hat sie abgehalten, alles zu sagen.

Es ist dies kein Standpunkt für ein politisches Blatt. Inzwischen aber war diese lächerlich-minimale Bestrafung wenige Tage darauf erfolgt. Was schrieb nun dieses Blatt? »Harte Strafe hat die jungen Leute getroffen, welche sich in einem Momente jugendlichen Leichtsinns vergessen haben, bitteres Unheil ist geschehen« etc. Sie kennen ja diesen Stil. (Heiterkeit.) Zum Schlusse hiess es: „Die wahren Schuldigen sind die Eltern!« Also erst am 11. Tage hat es gesagt, dass es mit Rücksicht auf die Eltern nichts erwähnte und dann sagte es, die wahren Schuldigen seien die Eltern. (Heiterkeit.)

Nicht viel glücklicher als die liberale Presse hat die liberale Partei ihre Pflicht erfüllt, und da muss ich auf gewisse Einzelheiten eingehen, weil das erst den Kreis zeigt, innerhalb dessen sich die Juden zu bewegen haben. Die liberale Partei hat vor einigen Jahren erklärt, sie sei stets eine staatserhaltende Partei gewesen und sie habe stets die Staatsnothwendigkeiten ihren nationalen Aspirationen vorgezogen. Dieses Lob, welches sie sich selbst ertheilte, kann ich nicht unterschreiben.

Diese Partei hat Minister Taaffe gestürzt, weil er einen zu liberalen Wahlentwurf vorlegte und es war ihre Begründung dahingehend, dass bei diesem Wahlsystem die Deutschen ihre Mandate verloren hätten.

Ist dies nicht die Wahlfrage vom nationalen Gesichtspunkte aus berücksichtigt und hat nicht die Partei hierbei weit weniger liberales Princip als nationale Aspirationen gehabt? Die eine slovenische Gymnasialclasse in Cilli hat das Coalitions-Ministerium zu Falle gebracht, und ihr liberales Herz hat die Partei erst wieder entdeckt, als durch die Sprachenverordnungen die nationale Frage brennend wurde. Dies ist ganz natürlich. Auf dem Gebiete der liberalen Ideen hatte die liberale Partei keine Concurrenten, dagegen auf dem Gebiete der nationalen Fragen gab es extreme Parteien, und Sie wissen, wenn jemand zwei Geschäftszweige hat und bei einem einen Concurrenten, so geht seine ganze Anstrengung dahin, wo diese Concurrenz ist, und der andere Geschäftszweig verkümmert. (Heiterkeit.)

Es war entschieden eine Sünde, dass es die Liberalen nicht versucht haben, gleich der Socialdemokratie, in einer Partei alle Mitglieder verschiedener Nationalitäten und Confessionen zu vereinigen.

In dieser Beziehung ebenfalls tadelnswert ist, um einen Vorfall aus neuester Zeit zu berühren, das vom deutschen Standpunkte aus ganz falsche Vorgehen der Innsbrucker Studenten gegen italienische Docenten. Es ist klar, dass die Italiener eine Nationalität bilden, welche mit den Deutschen und Liberalen

freundschaftliche Beziehungen unterhält. Die jungen Leute, welche nach Innsbruck gehen, haben immerhin ein gewisses freundschaftliches Verhältnis zu Deutschland und deutschem Geiste, und wenn sie die italienischen und die deutschen Vorlesungen gehört hätten, so hätte sich erst recht ein freundschaftliches Verhältnis herausgebildet. Was geschah aber? Die Leute sind sehr geärgert worden; sie werden jetzt in Triest sitzen und bedauern, dass man ihr Entgegenkommen so schlecht aufgenommen hat.

Für dieses vollständig falsche Vorgehen hat man weder in der liberalen Partei, noch in der Presse Worte der Missbilligung gefunden. Wie haben sich nun die Juden dieser extrem nationalen Strömung gegenüber verhalten? Ich muss leider gestehen, dass dieses Verhalten nicht so war, wie es hätte sein müssen. Sie haben nicht genügend geprüft und es nicht verstanden, welche Wirkung das Verhalten der deutschen Partei für das österreichische Staatswesen und für das Deutschthum und die Juden haben muss.

Juden haben in hervorragendem Masse an der Redaction und der Verbreitung des Linzer Programms theilgenommen, und sie sagen jetzt, sie haben damals nicht gewusst, welche Drachensaat sie gesäet haben. Nun aber ist das keine Entschuldigung. Wenn mir ein Pfuscher einen gesunden Zahn zieht und den kranken stehen lässt, so meint er es auch nicht böse. Wenn jemand Politik treibt, so heisst das, die Zukunft voraussehen, und wenn er es nicht kann, so kann er ein höchst braver und prächtiger Mensch sein, aber politisch hat er nicht gehandelt. Und, meine Damen und Herren, es hätte gar nicht eines besonders grossen Scharfsinns bedurft, um einzusehen, dass jede scharfe Betonung der nationalen Momente, jede Entfesselung der nationalen Leidenschaften für den österreichen Staat, für den Liberalismus und für die Juden von grösstem Unheil sein müsste. Auch bei viel späteren Gelegenheiten haben viele einzelne Juden alle Ausschreitungen der deutschen Partei mitgemacht. Es ist leider der Fall gewesen, dass Juden bei den letzten Wahlen in Böhmen einem Franko Stein ihre Stimmen gegeben haben. Die Oesterreicher und viele der österreichischen Juden haben, möchte ich sagen, einen gewissen Autoritätsglauben, es imponiert ihnen, Kraft und Energie zu sehen, gleichgiltig, ob dahinter Verstand steckt oder nicht. Und es ist ja klar, dass ein solcher Geisteszustand schliesslich zur Demoralisation führt.

Das Verfahren dieser Juden, welche im Interesse des Deutschthums verziehen haben, dass man ihre Vorfahren und Vergangenheit für bemakelt erklärt hat, erinnert mich lebhaft an eine alldeutsche Frau, die dem Verführer ihrer Tochter ver-

ziehen hat. (Rufe: Sehr gut!) Den Gipfel der Verächtlichkeit erreichte meiner Ansicht nach das Verfahren dieser Leute, die sich als Deutschnationale geberdeten, dass sie eine jüdischnationale Gesinnung als mit dem Wohl des österreichischen Staates nicht vereinbarlich erklärten. Es ist nicht meine Aufgabe, Ihnen über jüdische Nationalbestrebungen etwas zu sagen, mich interessiert nicht das, was die Juden thun sollen, sondern ob sie es als österreichische Staatsbürger thun dürfen, und diese Frage ist zweifellos zu bejahen. Sie ist auch bejaht worden vom Herrn Präsidenten, als er sein Amt antrat, denn er hat auch die jüdischen Nationalen zu gemeinsamer Arbeit aufgefordert, was er nicht hätte thun können, wenn er in ihnen Gegner der österreichischen Staatsidee gesehen hätte.

Ich kann mich nicht in den Gedankengang der Leute hineindenken, die das Deutschnationale mit der Pflicht des österreichischen Staatsbürgers vereinbarlich halten, das Jüdischnationale aber nicht. Ich weiss nicht, ob es den Herren bekannt ist, dass es eine zionistische „Wacht am Jordan" nach der „Wacht am Rhein" gibt. Aber wenn ich ein österreichischer Patriot oder Minister wäre, so würde ich die „Wacht am Jordan" unter allen Umständen vorziehen.

Es ist mir, wie gesagt, nicht möglich, einzusehen, wieso es unösterreichisch sein soll, jüdisch-national, aber nicht unösterreichisch, deutschnational zu sein, mindestens so lange nicht, als bei den hervorragenden Führern der Deutschnationalen eine gewisse Antipathie gegen den österreichischen Staat besteht, und ich möchte bemerken, dass wenigstens die Liberalen die Mitschuld trifft, dass sie bei Stichwahlen für solche Leute stimmten, und dass sie der Schädigung, welche der österreichische Staatsgedanke durch solche Strömungen erleidet, nicht mit der erforderlichen Entschiedenheit entgegengetreten sind. Bei uns in Berlin besteht ein Wochenblatt, in welchem angesehene Leute die österreichischen Verhältnisse besprechen, und ich habe da manchmal mit Erstaunen gesehen, in welcher Weise diese Verhältnisse von Oesterreichern missverstanden worden sind. Die Leute stellen sich auf den Standpunkt, dass sie sagen, es sei richtig, dass durch diesen Zustand Gefahren dem österreichischen Staate drohen, aber was geht das uns an? Die österreichische Regierung ist schuld daran durch die Sprachenverordnung. Die Sache erinnert mich lebhaft an den Jungen, dessen Finger erfroren sind, und welcher dann freudig sagte: „Es geschieht meinem Vater ganz recht, warum kauft er mir keine Handschuhe!" (Heiterkeit.)

Meine Damen und Herren! Diese Gleichgiltigkeit gegenüber den Staatsinteressen war im höchsten Grade erstaunlich, und meiner Ueberzeugung nach haben die Juden, soweit sie nicht scharf dagegen Stellung genommen haben, ihre Pflicht als

Oesterreicher und Juden verletzt. Diese Leute haben ihr Verhalten im Falle Franko Stein gewissermassen damit zu rechtfertigen gesucht, dass sie sagten, der Gegner war ein Socialdemokrat. Meiner Meinung nach scheint mir vom Standpunkte der österreichischen Monarchie eine Partei, welche in 100—200 Jahren alle Landesgrenzen abschaffen will, acceptabler, als eine Partei, die nur gegen die österreichischen Grenzen Antipathie hat, und vom Standpunkte als Monarchist möchte ich ebenfalls meinen, dass eine Partei, welche nach ihrem Programm in 100—200 Jahren jede Monarchie überhaupt abschaffen will, acceptabler sei, als eine Partei, welche die bestehenden Monarchien angreift, mit Ausnahme einiger auswärtiger vielleicht! (Heiterkeit). Es ist also im höchsten Masse bedauerlich, dass diese Partei, wie es bei den letzten Wahlen geschehen ist, noch Stimmen aus dem jüdischen Lager erhalten hat, und wie ich diese Leute kenne, waren sie womöglich noch eingebildet darauf, dass sie einen Damm gebildet haben zum Schutze gegen die — staatsumwälzenden Parteien.

Nun, wollten die Juden nicht in die Lage kommen, zwischen einem Socialdemokraten und einem Alldeutschen zu wählen, so hätten eigentlich die Juden sich politisch organisieren müssen. Das Bestehen einer jüdischen Wahlorganisation hätte schon auf die Auswahl der gegnerischen Candidaten eingewirkt.

Meine Damen und Herren! Wenn die Juden als eine geschlossene Gruppe auftreten und sagen würden, wir werden denjenigen wählen, welcher uns die Garantie gibt, ein guter Oesterreicher und ein liberaler Mann zu sein, so hätte die Furcht vor dem Verluste eines Mandates ausserordentlich kräftigend auf die liberalen Principien des Candidaten eingewirkt und diese Leute wären verpflichtet gewesen, die radicalen Elemente zu bekämpfen, statt ihnen nachzulaufen. Aus diesen Ursachen bedaure ich es im Interesse sowohl der Juden, als des Liberalismus, als auch des österreichischen Staates, dass es zu einer jüdischen Wahlorganisation nicht gekommen ist. Es ist ja richtig, es soll keine confessionelle Partei geben, aber wir leben nicht in einer Welt der Ideale, sondern der Wirklichkeit. In einer solchen Welt kann man nicht nach abstracten Idealen, sondern nur nach der praktischen Nothwendigkeit handeln. In der Noth frisst der Teufel Fliegen, und wenn jemand mir nach der Gurgel greift, so ist es meine geringste Sorge, ob meine Cravatte gut sitzt, sondern ich werde mich vertheidigen.

Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, hat man den Juden von wohlwollender christlicher Seite geradezu einen Vorwurf daraus gemacht, dass man ihnen sagte: „Ihr seid als Juden angegriffen worden, Ihr hättes Euch selbst vertheidigen sollen, statt die Vertheidigung uns

Christen zu überlassen." Ich halte es also für unnatürlich, dass ein derartiger Versuch nicht gemacht wurde.

Wenn zum Beispiel die Zuckerbäcker oder die Barbiere jahrelang in derselben Weise angegriffen worden wären, so hätten Sie unzweifelhaft in Oesterreich eine Partei der Zuckerbäcker oder der Barbiere.

Die Sünden der Väter gehen in dieser Beziehung sogar noch weiter; nicht nur, dass sie selbst nicht diese Regung des Selbstgefühles gehabt haben, sie haben zu meinem Bedauern sogar diese Regung in der jüngeren Generation zu unterdrücken gesucht. Mit Erstaunen musste ich sehen, wie die jüdischen Turn- und Studentenvereine durchaus nicht die Billigung der Eltern gefunden haben. Die jungen Leute — so wurde mit einer kolossalen Vernunft gesagt — gehören ins Colleg; sie sollen lieber studieren, statt in die Kneipe zu laufen und sich zu duellieren. Ein ganz hübscher Standpunkt; er gilt aber für die Studenten überhaupt. Wenn man sieht, mit welcher Ehrfurcht der Philister von allen studentischen Dummheiten spricht, so muss man sagen, dass nicht mit demselben Masse gemessen worden ist. Der politische Student kann natürlich nur da existieren, wo eine besondere politische Unreife herrscht; in England und Amerika gibt es das nicht. Es war also eigenthümlich, dass all die Leute, welche die Studenten als politische Factoren bewillkommet haben, gerade bei dem jüdischen Studenten mit einemmale fanden, dass er ins Colleg gehöre, und es konnte womöglich vorkommen, dass derselbe Herr Papa, der bei dem ersten Jungen schmählich stolz war, sich kolossal darüber ärgerte, dass sein jüngerer Sohn Fuchs in der „Ivria" wurde, und dass er diesem sagte, er möge nicht kneipen!

Es ist unzweifelhaft, dass die jüngere Generation ein weit stärkeres Gefühl hat, als die Eltern. Das ist natürlich. Die Eindrücke der Jugend bleiben am lebhaftesten in der Erinnerung, und man gewöhnt sich im Alter nur langsam an andere Gedanken. Das Verhältnis zwischen den Juden und den Andersgläubigen war früher ein gutes, denn auch in anderen Ländern war für die Ideale des Liberalismus ein gemeinsamer Boden für Kampf und Streben gegeben.

Anders ist es mit der heutigen Jugend, welche aufgewachsen ist unter Hass und Verfolgung, und welche die schwierige Lage, die durch die Unterlassungssünden der Väter entstand, gutzumachen hat. Wenn die ältere Generation das mit philosophischem Verständnisse sich überlegt, so müssten eigentlich die Alten sich freuen, dass die Jungen das anders gemacht haben, und dass bei allen Albernheiten in dieser Bewegung ein Kern gesunder Gefühle steckt.

Aus diesem Most wird ein guter Wein werden. (Beifall.) Und, meine Damen und Herren, gerade das erklärt den Radicalis-

mus, dass Ihre Väter extrem im entgegengesetzten Sinne gewesen sind. — Wir, die wir so entre deux âges sind, wir stehen den Jungen und Alten gleich nahe, um die Alten zu verstehen und noch mit der Jugend zu empfinden, und wenn nun die Kinder anders sind als die Eltern und ihre eigenen Wege gehen, so müssen die Eltern verstehen, dass jede Zeit ihren eigenen Weg gehen muss, und wahrscheinlich haben die Grosseltern sie ebensowenig verstanden, wie sie ihre Kinder verstanden haben und sie haben ihre Schwärmerei für die schwarz-roth-goldenen Farben wahrscheinlich ebenso albern und kindisch gehalten, wie für die blau-gelben.

Wenn ich in meinen Ausführungen hauptsächlich von dem eigenen Unrechte der Juden gesprochen habe und über solche Parteien, die den Juden näherstehen, aber gar nicht, zum Beispiel von den Antisemiten, so geschah dies absichtlich. Einmal, weil von deren Unrecht sehr oft gesprochen wurde, dann aber, weil ich es für richtig halte, unter verständigen Männern nicht von dem Unrechte der Feinde zu sprechen. Wir sind darauf ja auch ohne Einfluss. Wenn wir etwas besser machen wollen, so fangen wir mit uns an und mit jenen, die uns nahestehen. Und wenn wir schon Feinde haben sollen, meine Damen und Herren, so möchte ich, dass sie wirklich so aussehen. Man hat den Antisemitismus eine Sumpfpflanze genannt und hat geglaubt, ein besonders vernichtendes Urtheil zu fällen. Ja, wenn ich diese Phrase von der Sumpfpflanze auch acceptiere, wer ist schuld? Der Sumpf oder die Pflanze? Und ich glaube, dass dieses Bild uns dazu führen muss, statt gegen die Antisemiten zu schimpfen, uns auf den Gedanken zu bringen: was könnten wir thun, um dies zu bessern? Dieselben Erwägungen möchte ich machen, so weit es sich um die Haltung der Regierung handelt. Es ist richtig, dass die Regierung sowohl in Oesterreich, wie in Deutschland nicht immer gerade in der Wahrung unserer Rechte besonders eifrig gewesen ist. (Beifall.) Das ist natürlich, und ich halte es für weniger schlimm bei der Besetzung von Stellen und Aemtern. Es ist natürlich, dass diejenigen Classen, welche durch Geburt berufen sind, diese Stellen auszufüllen, sich jene Concurrenz vom Halse halten und zuerst an sich und ihre Verwandten denken. Ich bin überzeugt, dass der Sohn eines christlichen Handwerkers auch gewisse Schwierigkeiten hierbei zu überwinden haben würde.

Weitaus schwieriger war es, wenn der jüdische Hausvater nicht vor Anfeindungen geschützt war. — Ich meine den Mädchenraub in Galizien, von denen der Fall Araten das meiste Aufsehen gemacht und der viele Nachahmer gefunden hat. So bedauerlich ich diese Fälle finde, so bin ich weit entfernt, der Regierung alle Schuld beizumessen. In Oesterreich, wie in Deutschland geschieht so viel, was der Regierung nicht ange-

nehm ist, was sie aber dulden muss, weil die politische Constellation für die Regierung nicht günstig ist.

Wollen die Juden etwas anderes haben, so müssen sie sich eben politisch rühren. Man kann bei den Juden eine eigenthümliche Erfahrung machen; sie sind geneigt, alles Heil von der Regierung zu erwarten; auf der anderen Seite schreien sie aber, dass die Regierung parlamentarich sein müsse. Beides schliesst einander aus. Wenn man ein Parlament hat, so kann die Regierung das thun, was das Parlament will, und wenn wir eine Regierung haben, die uns nicht passt, so sollten wir dazu beitragen, Verhältnisse zu schaffen, die die Regierung zwingen, anders zu handeln.

Auch hier muss man zu dem Schlusse kommen, dass die Juden mehr zu thun haben, und mehr thun müssten, um ihre Rechte zu wahren und zu schützen. In der Regierung sitzen schliesslich auch nur Menschen, und schliesslich sagt sich ein Beamter: »Warum sollst du mir mehr leid thun, als ich mir selber?«

Bei dieser Gelegenheit muss ich sagen, dass sich die Juden nicht in genügender Weise gerührt haben. Wenn Sie sich entsinnen, welch ungeheures Aufsehen der Fall Mortara gemacht hat, der im Kirchenstaate war, und wenn Sie es vergleichen mit der philosophischen Ruhe, mit der die österreichische Judenschaft den Fall Araten aufgenommen hat, so kann man der Regierung eine gewisse Indolenz nicht übelnehmen. (Beifall.) Die Regierung erhielt eine Art Vertrauensvotum von den Juden; bei den Wahlen in Galizien haben sich einflussreiche jüdische Männer für die Wahl eines Ministers interessiert, der sich im Falle Araten nicht besonders richtig benommen hat. (Zustimmung.) Wenn die Juden lieber christliche Leute gewählt haben, als jüdische Abgeordnete, so sehe ich darin ein Erwachen des jüdischen Gefühls. Ich darf noch an einen anderen Fall erinnern: Als auf Wunsch der antisemitischen Partei ein jüdischer Abgeordneter beseitigt wurde, wäre es Pflicht gewesen aller Juden, alles zu thun, um die Wiederwahl dieses Abgeordneten zu erwirken (lebhafter Beifall), gleichgiltig, ob sie ihn für den geeigneten Candidaten gehalten hätten oder nicht. Die blosse Thateache, dass hier ein Mensch deshalb beseitigt wurde, weil er den Antisemiten unbequem war, hätte alle Juden an die Seite dieses jüdischen Abgeordneten führen sollen.

Ich kann Ihnen weiters nicht verhehlen, dass die österreichischen Juden auch in einem anderen Punkte, nämlich in Bezug auf Freigiebigkeit, zu wünschen übrig lassen. Nächst Oesterreich hat Berlin in der internationalen Philanthropie keinen guten Namen, aber im Verhältnisse zu Oesterreich werden wir anders estimiert. Wenn ich einen Vergleich aus dem Schul-

ausweise anführen darf, so haben wir die Censur »mittelgut«, die Wiener »schlecht«. (Zustimmung.)

Wenn irgendwo internationale Zusammenkünfte sind, zum Beispiel für die Russen oder Rumänen, so kommt als Redner der Präsident der Versammlung, der die Verhältnisse klarlegt, als zweiter Redner ein Vertreter der österreichischen Judenschaft, der erklärt, wir Oesterreicher können nichts thun, wir sind so kolossal mit Anforderungen an den Geldbeutel für die inneren Zustände in Anspruch genommen, dass wir wirklich nichts thun können.

Diese Erklärung ist nicht ganz richtig. Ich habe gefunden, dass man im Gegentheil in Oesterreich auch für diejenigen Angelegenheiten, welche Angelegenheiten des Innern sind, sich regelmässig an das Ausland wendet. Wenn man irgendwo in Oesterreich die gute Idee hatte, in einer Stadt eine Synagoge zu bauen, erhielt man im Auslande von dieser erfreulichen Thatsache regelmässig dadurch Kenntnis, dass man eine Zuschrift bekam, worin gebeten wurde, für dieses höchst gemeinnützige Werk ein Los zu kaufen. (Heiterkeit.) Als vor einigen Jahren eine Hilfsaction für die galizischen Juden nothwendig wurde, wandte man sich an das Ausland. Ich war vor einigen Jahren in Paris, als ein Herr dorthin kam mit Empfehlungen einer sehr angesehenen Wiener Persönlichkeit und dort vom Grossrabbiner 600 Frcs. erbat, um seine Studien in Wien zu beendigen. Dies hat eine nicht sehr freundliche Kritik gefunden; die Leute sagten, das, was in Oesterreich immer da sei, wäre das Geld zur Abreise. (Lachen.)

Frau Baronin Hirsch hatte in einer Bedingung, die sie an eine Schenkung für die Gemeinde Wien geknüpft hatte, sehr deutlich zum Ausdrucke gebracht, dass sie von der Opferwilligkeit der Wiener keine allzugrosse Meinung hatte, und eine gewisse Engherzigkeit trat darin hervor, dass man jahrelang in der jüdischen Cultusgemeinde mit einem Deficit zu kämpfen hatte. Wenn die Leute auf dem Standpunkte stehen, dass sie für eine politische Sache nichts geben, so war dies ein entschiedener Beweis, dass es an dem richtigen Pflichtgefühl bei manchen mangelt.

Meine Damen und Herren! Es gibt sehr fromme Leute, welche die Vorschriften unserer Religion sehr genau erfüllen, und die nur gegen eine Vorschrift einen gewissen Aberglauben haben, nämlich gegen die Vorschrift, den Zehnten von ihrem Einkommen für wohlthätige Zwecke zurückzugeben. (Beifall.) Und in ähnlicher Weise, wie diese Leute eine religiöse Pflicht haben, haben diejenigen Leute, die nicht auf dem Standpunkte des rein Religösen stehen, ebenfalls die Pflicht, für ihre armen Glaubensgenossen einzutreten. Wenn der Kutscher eines reichen Mannes einen armen Teufel überführt, so ist eine rechtliche Verpflichtung

zum Schadensersatze meistens nicht vorhanden, aber die moralische Verpflichtung ist ausser Zweifel, und um ein Beispiel anzuführen: Ganz in derselben Weise erwächst den reichen Juden die Pflicht, den armen Juden ebenfalls für den Schaden aufzukommen, der ihnen aus dem Hasse gegen die reichen Juden erwächst. (Beifall.)

Es ist eine der widerlichsten Erscheinungen, meine Damen und Herren, dass gerade der Hass gegen die reichen Juden sich gegen die armen Juden entladen hat. Es ist auf diese Thatsache oft hingewiesen worden, was aber bisher nicht mit genügender Entschiedenheit betont wurde, ist, dass aus dieser Thatsache den reichen Juden die Verpflichtung erwächst, für die armen Juden mit Rath und That einzutreten.

Wenn wir nun in Anschlag bringen, wie wenig im Verhältnis von jüdischer Seite gethan worden ist, so können wir sagen, dass es noch halbwegs passable geht. Unter mancherlei Unbill vergessen wir nur zu leicht die ungeheuren Fortschritte, die gemacht worden sind. Wir sprechen allerdings von dem Zeitalter Schillers und Goethes und vom Gegensatze, der »Schmach des Jahrhunders«, aber vergessen wir nicht, dass Schiller und Goethe ihrem Zeitalter um mehr als 100 Jahre voraus waren.

Im Jahre 1893 feierte die „Magdeburger Zeitung“ das 100jährige Fest ihres Bestehens und legte der Festnummer ein Facsimile der ersten Nummer bei. Darin war ganz trocken erzählt, wie im Kriege gegen die Franzosen eine Patrouille nachts auf das französische Ufer übergesetzt wurde, wo eine französische Batterie war, die Leute niedersäbelte, die schweren Kanonen in den Rhein warf und mit acht französischen Officieren und zwei leichten Geschützen zurückgekommen ist.

Das war zur Zeit, als noch kein Hass gegen die Franzosen bestand. Wenn wir das berücksichtigen, so ist es selbstverständlich, dass die kolossale Verbreitung der Bildung natürlich eine gewisse Verflachung zur Folge haben musste, und dass im Zeitalter der Demokratie auch eine gewisse Demagogie vorhanden sein muss. Wenn die Verhältnisse speciell unter den Juden berücksichtigt werden, so erinnere ich an Mendelssohn, der als Handelsdiener eines reichen Krämers lebte. Damals durfte kein Jude heiraten, noch den Ort verlassen, noch irgend einen bürgerlichen Act vornehmen ohne Erlaubnis der Regierung. Wenn wir dies berücksichtigen, so müssen wir doch immerhin zugeben, dass sich die Verhältnisse wirklich gebessert haben, und, meine Damen und Herren, die wir Optimisten zu sein Grund haben in unseren Gefühlen, wir sollen in noch weit grösserem Masse Optimisten sein in unserem Handeln. Wir sollen uns nicht damit beschwichtigen, dass wir uns sagen, eine Abwehr hilft nichts; das ist ein Vorwand für Trägheit und Geiz. (Rufe: Richtig!) Wir

sollen Optimisten sein in unserem Handeln. Jedes Gefühl hat nur soviel Wert, wie die Handlung, welche dieses Gefühl zuwege bringt. (Richtig!) In der „Deutschen Rundschau" stand vor einem Jahre eine hübsche Geschichte, die diesen Zusammenhang deutlich illustrierte.

Es war im Jahre 1861 in San Francisco, in der grossen Spielerzeit; man stand dem Kriegsschauplatze dort weiter wie in Europa. Nun kam eines Tages in dieses Lager von Goldgräbern eine Zeitung, die in beweglichen Worten schilderte, wie schlecht es den armen Verwundeten gehe, die am Schlachtfelde liegen, ohne Verband und ohne Nahrung, und die erst nach 2—3 Tagen von diesen Qualen, sei es durch Mildthätigkeit oder den Tod, erlöst werden. Tief ergriffen erzählt diese Schilderung ein Spieler dem anderen. Er schliesst: „Mir thun die Verwundeten doch wirklich leid." Ein anderer Spieler hat einen Teller genommen und 50 Dollars hineingelegt mit den Worten:

„Wie viel thun Ihnen die Verwundeten leid?" Dieser Mann hat den Grundsatz der Ethik viel tiefer erfasst, als alle Professoren der Ethik. So lange die Juden in Oesterreich und Deutschland sich nicht die Frage vorgelegt haben: „Wie viel thun uns die Antisemiten leid?" so lange unsere Gegner stets grössere Barmittel haben wie wir, so lange müssen wir uns sagen, dass es uns noch viel zu gut geht.

Meine Damen und Herren! Sich wehren bringt Ehren! Wenn wir nach diesem Grundsatze handeln, werden wir unsere Pflicht erfüllt haben als Juden und österreichische Staatsbürger. Lassen Sie mich damit schliessen; ich habe genug gesprochen, und Sie werden gesehen haben, dass all das, was ich gesagt habe, nichts anderes war, als eine Umschreibung des Programmes der „Oesterreichisch-Israelitischen Union"! (Lebhafter, anhaltender Beifall.)

---

# Mittheilungen der „Oesterr.-Israelit. Union".

## Wandervorträge.

Ueber die schon im Märzhefte unserer Monatsschrift erwähnte Versammlung des Prager Centralvereines zur Pflege jüdischer Angelegenheiten, in welcher Secretär Fleischer einen Vortrag über die Rechtsschutz-Organisation der österreichischen Judenschaft hielt, liegt folgender ausführliche Bericht vor: Secretär Fleischer legte den Entwicklungsgang, Zweck und Ziel des Rechtsschutzbureaus dar, das, aus stürmischen Zeitverhältnissen geboren, nun schon durch mehrere Jahre wirksame Proben seiner heilbringenden Thätigkeit abgelegt hat. An interessanten Beispielen wurde vor Augen geführt, wie nothwendig sich in vielen Fällen ein rasches und zielbewusstes Eingreifen bei den höchsten staatlichen Behörden erwiesen, und wie, vereinzelte Fälle ausgenommen, auch wirklich Erfolge erzielt und Abhilfe geschaffen

wurde. Eben weil die „Union“ nur auf dem Boden des Rechtes fusst, das Heil lediglich in der ungescheuten Anwendung der vom Gesetze selbst allen Staatsbürgern an die Hand gegebenen Rechtsmittel sucht, aber auch dadurch, dass dieselbe nur wirklich Unschuldigen und bloss ihrer Confession wegen Bedrängten wirksame Unterstützung leiht, Unrecht aber bekämpft, auch wenn es von jüdischer Seite ausgeht, ist es ihr gelungen, sich eine achtungheischende Stellung zu erwerben und im concreten Falle auch Gerechtigkeit zu finden. Nicht minder glücklich war jedoch auch die Rechtsschutzthätigkeit in der Bekämpfung der verleumderischen Umtriebe der antisemitischen Hetzpresse, denen durch einfache aber consequente Anwendung der legalen Mittel ein wirksamer Riegel vorgeschoben wurde. Der Vortragende kam sodann auf die auch von der „Union“ unterstützte galizische Hilfsaction zu sprechen, die, abgesehen von der humanitären Tendenz, insoferne in das Gebiet der Schutzmassnahmen einschlägt, als durch zweckmässige Arbeitserschliessung in Galizien der der westeuropäischen Judenschaft wenig zuträgliche Zustrom derzeit noch minderwertiger und rückständiger Elemente hintangehalten wird. Redner besprach auch noch, unter Würdigung der hervorragenden Leistungen anderer Vereine, die Gründe, warum gerade der „Union“ die führende Rolle in der Bekämpfung des Antisemitismus zufallen müsse, und forderte schliesslich in einem eindringlichen Appell zur Unterstützung der allen Glaubensgenossen Oesterreichs zugute kommenden Bestrebungen und zum Beitritt zur „Union“ auf. Dem Vortrage folgte langwährender stürmischer Beifall, wie denn auch der Beitrittsaufforderung seitens der meisten Anwesenden sofortige Rechnung getragen wurde. Dem Vortrage, dem u. a. auch seitens der Cultusgemeinde-Repräsentanz der Präses Herr Dr. Arn. Rosenbacher, kaiserl. Rath Haurowitz, Schriftsteller S. Kohn, Bunzl-Federn und Doctor M. Fischer, ferner zahlreiche Vertreter der „B'nei Brith“ mit dem Präsidenten Herrn Leopold Jerusalem, Herr Professor Dr. Kisch, sowie Delegierte der Prager jüdischen Vereine, Angehörige aller Berufsstände und viele Damen angewohnt hatten, folgte noch ein zwangloses Beisammensein der Vereinsmitglieder und Gäste. In Vertretung des verhinderten Obmannes Herrn kaiserl. Rath Falkowicz dankte dessen I. Stellvertreter Herr Dr. Ludwig Pick dem Herrn Vortragenden, begrüsste in einer die Eindrücke des Abends zusammenfassenden Rede vornehmster Diction zugleich die anwesenden Ehrengäste und brachte zum Schlusse einen stürmisch acclamierten Toast auf die „Oesterreichisch-Israelitische Union“ in Wien aus. Herr Professor Dr. Kisch erinnerte in seiner ausdrucksvollen Ansprache, auf seinen Beruf als Jugendbildner bezugnehmend, an die seelische Pein so vieler israelitischer Hochschüler, denen heute noch die Carrière ihres Glaubens willen verschlossen ist, und verweist auf dieses Feld, auf dem der „Union“ noch reiche Arbeit winkt. Der Präsident der „B'nei Brith,“ Herr Jerusalem, spricht für ein erspriessliches Zusammengehen aller gleichgesinnten Vereinigungen und gedenkt der eben eingeleiteten, unterstützungswerten Action zugunsten der nothleidenden Bevölkerung in Galizien. Der Vereinsgeschäftsleiter Herr Dr. Weltsch knüpft an die letzteren Ausführungen an, indem er darauf hinweist, dass durch die erwähnte Hilfsaction so manche noch im Banne des Dunkels schlummernde Geisteskraft, wie viele Beispiele zeigen, zum Heile der Gesammtheit entfesselt werden könnte, und hebt des Weiteren die zwar verschiedenen, aber doch auf ein gemeinsames Ziel hinsteuernden Ideale und positiven Leistungen der hier versammelten gemeinnützigen und humanitären „Unionen“ hervor, als deren oberste für Prag die israelitische Cultusgemeinde-Repräsentanz anerkannt werden muss, und bringt dem Vertreter derselben, Herrn Bunzl-Federn, seinen Trinkspruch aus, worauf der Letzgenannte in herzlichen Worten dankend erwidert. Auf

all diese Reden, sowie eine dem zionistischen Stadpunkte Rechnung tragende des Herrn Lebenhart entgegnete zum Schlusse Secretär Fleischer in eingehender Weise. Die vorherrschende, äusserst animierte Stimmung brachte es zuwege, dass die Theilnehmer an dem Vereinsabende bis weit über Mitternacht im angeregtesten Gedankenaustausche beisammen blieben. — Wir fühlen uns verpflichtet, dem „Centralvereine zur Pflege jüdischer Angelegenheiten“ für die ehrenvolle Aufnahme, die er Herrn Fleischer bereitete, und für die werkthätige Förderung des Rechtschutzes an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank zu sagen.

In gleich animierter Weise verliefen die Wanderversammlungen in Königliche Weinberge und Smichow, für deren Zustandekommen die Herren Cultusvorsteher Ignaz Bayer und Rudolf Grab der innigste Dank gebürt. Auch in diesen beiden Versammlungen wurde der Vereinszweck der „Union“ durch den Beitritt zahlreicher neuer Mitglieder erheblich gefördert.

*

Secretär Fleischer hat ferner in den letzten Wochen noch in Kralup, Rakonitz, Leitomischl, Kuttenberg, Königinhof, Beneschau, Hořowitz, Dobřiš, Tachau, Podersam, Laun, Teplitz-Schönau, Jechnitz, Bodenbach und Leitmeritz Wanderversammlungen abgehalten und mit einflussreichen Glaubensgenossen in Pilsen, Přzibram, Saaz, Kolin, Lobositz und Auscha Besprechungen gepflogen, respective Verbindungen eingeleitet. Die Versammlung in Teplitz-Schönau wurde vom dortigen Tempelverein in den fürstlich Clary'schen Gartensaal einberufen und nahm einen imposanten Verlauf. An derselben nahmen der Cultusvorsteher Herr Eduard Rindskopf, Rabbiner Dr. Kurrein, der Cultusvorsteher von Soborten Herr Carl Weinfeld mit einer Deputation dieser Gemeinde zahlreiche Glaubensgenossen aus Turn, Karbitz, Dux, Mariaschein und Hostomitz und mehr als 200 Angehörige der Teplitzer Cultusgemeinde theil. Nach dem Vortrage würdigten der Vorsitzende Herr Ernst Bechert, ferner die Herren Dr. Stein aus Dux und Dr. Emanuel Sachs in überaus ehrenden Worten die Thätigkeit der „Union“ und die rastlose Energie der Vereinsleitung. Zu den 105 Mitgliedern, welche die „Union“ in Teplitz-Schönau bereits vorher zählte, meldeten sich an diesem Abend noch 65 neue. Für den glänzenden Verlauf des Abend sei insbesondere Herrn Ernst Bechert der herzlichste Dank ausgesprochen.

Das Ergebnis der Rundreise unseres Secretärs ist der Zuwachs von 800 bis 1000 neuen Mitgliedern.

---

# Aus unserem Rechtsschutz- und Abwehr-Bureau.

## Der „Ritualmord“ des Abgeordneten Eisenkolb.

Wie wir im März-Hefte berichteten, hat der alldeutsche Abgeordnete Eisenkolb, dessen Glanz in seinem Wahlbezirke sehr stark im Erbleichen begriffen ist, zur Auffrischung seines Ruhmes im Abgeordnetenhause eine Interpellation, betreffend das Verschwinden eines Dienstmädchens, das beim Aussiger Kleiderhändler Oscar Pick bedienstet war, eingebracht. Ein Mädchen, das bei einem Juden dient und plötzlich verschwindet, kann natürlich nur das Opfer eines Ritual-

mordes sein. Herr Dr. Eisenkolb glaubt zwar selbst nicht daran, aber es ist ihm recht, dass andere dies glauben. Wir haben auf Grund unserer Ermittlungen sofort bemerkt, dass alle Anzeichen für den freiwilligen Tod des Mädchens in den Fluten der Elbe sprechen. Diese Annahme hat sich nun thatsächlich bestätigt. Vor drei Wochen wurde in Leitmeritz die Leiche einer Frauensperson an das Ufer der Elbe geschwemmt, die nicht sogleich agnosciert werden konnte. Man constatierte bloss, dass die Frauensperson sich in anderen Umständen befand. Am 4. März wurde aus Kleidungsstücken und den Ohrgehängen der Leiche durch die in Bilin wohnende Kreyšova constatiert, dass die angeschwemmte Leiche jene ihrer Tochter Namens Marie Kreyšova ist. Diese 1873 geborene und nach Werbitschan bei Lobositz zuständige Marie Kreyšova ist eben jenes Dienstmädchen, das am 8. Jänner in Aussig verschwunden ist.

Marie Kreyšova hat sich vor ihrem Selbstmorde offenbar nach Leitmeritz, dem Wohnorte ihres Geliebten begeben.

Dieser Geliebte, Herr Emil Záruba, hat den Muth, uns durch seinen Anwalt folgende „Berichtigung" zu senden:

„Es ist unwahr, dass die Marie Kresjšova richtig Krejzová mit dem Herrn Emil Záruba, Reisenden der Leitmeritzer Kerzenfabrik Vladyka, ein Verhältnis hatte, und dass sie von demselben geschwängert war.

Unwahr ist, dass ihr der Herr Záruba die Ehe versprochen hatte, und dass sie kurz vor ihrem Verschwinden erfahren hat, dass Záruba seit drei Monaten verheiratet sei.

Richtig ist dagegen, dass die Krejzová bei Herrn Vladyka in Leitmeritz vor zwei Jahren als Köchin bedienstet war, dass dieselbe um Pfingsten 1900 diesen Posten aufgab und nach Aussig gieng.

Seit dieser Zeit, daher beinahe zwei Jahre, sah sie der Herr Záruba nur zweimal, als er geschäftlich in Aussig, war und wechselte mit ihr nur einige Worte; ausser diesem Wortwechsel kam der Herr Záruba mit Krejzová in gar keine Berührung.

Herr Záruba ist bis heute ledig, was der beste Beweis der Unwahrheit der gegen ihn vorgebrachten Schmähungen ist."

Demgegenüber halten wir mit aller Bestimmtheit an der Behauptung fest, dass Emil Záruba mit Marie Krejšova schon zu jener Zeit ein intimes Verhältnis hatte, als die Krejšova noch im Hause des Herrn Vladyka in Leitmeritz bedienstet war. Ob Herr Záruba schon verheiratet ist oder ob er aus sonst einem Grunde die Illusion des Mädchens, dass er es ehelichen werde, zerstörte, ist ein durchaus nebensächliches Detail.

---

## Correspondenzen.

**Wien.** Freitag den 14. März starb in Pilsen unser Mitglied Herr Dr. Heinrich Steinschneider im 74. Lebensjahre. Obwohl ursprünglich für den Beruf eines Rabbiners bestimmt, wandte er sich später der Jurisprudenz zu, worauf er sich der Advocatie widmete und nach den Bestimmungen des Numerus clausus zum Advocaten von Neugedein ernannt wurde. Im Jahre 1867 erfolgte seine Versetzung nach Pilsen, wo er sich gar bald bei allen Schichten der Bevölkerung die grösste

Hochachtung erwarb. Eine Reihe von Jahren gehörte er dem Vorstande der Pilsener Cultusgemeinde an, war langjähriges Mitglied des Ortsschulrathes, sowie Verwaltungsrath der Pilsener Waggonbau- und Maschinenfabrik-Actiengesellschaft. Das Leichenbegängnis, welches Sonntag den 16. März stattfand, war eine Trauerkundgebung von eminenter Bedeutung; Behörden, Advocaten, Bürgermeisteramt, Cultusvorstand, die gesammte Intelligenz der Stadt und viele Gäste von auswärts, ein unabsehbarer, nach tausenden zählender Zug von Leidtragenden gab dem Verblichenen das Geleite.

**Wien.** (Der christlich-sociale Antisemitismus), der in Wien eine herrschende Stellung einnimmt, richtet sich mit derselben Schärfe, wie gegen die Juden, auch gegen die Protestanten. Prinz Alois Liechtenstein, der bekanntlich die widersinnige Behauptung des Abgeordneten Ernest Schneider flottweg bestätigte, Graf Andrassy habe einst ihm gegenüber den Glauben an jüdische Ritualmorde bekundet, richtete neuerdings in öffentlichen Versammlungen Schmähungen gegen die evangelischen Gemeinden Steiermarks. Dies veranlasste sie zu einem Massenproteste gegen den fanatischen hochgestellten österreichischen Reichsrathsabgeordneten, der als Schüler des Canonicus Rohling sich nicht nur damit begnügt, die Juden zu verketzern, sondern das Lutherthum in ähnlicher Weise befehdet und auch dabei in der Auswahl der Waffen nicht gerade wählerisch ist. In dem Massenproteste wird gesagt:

„Der Reichsrathsabgeordnete Prinz Liechtenstein hat kürzlich unerhöhte Schmähungen gegen die evangelischen Gemeinden unseres Vaterlandes in öffentlicher Versammlung ausgestossen. Aufgefordert, seine lügenhaften Behauptungen als Ehrenmann entweder zu beweisen oder zu widerrufen, hat er bis heute geschwiegen; ebenso hat auch der steirische Abgeordnete Baron Morsey in der Reichsrathssitzung vom 25. November 1901 unsere geliebte evangelische Kirche, unser evangelisches Bekenntnis und die evangelische Geistlichkeit beschimpft. Beide Herren haben überdies die Glieder der evangelischen Kirche in Oesterreich als unpatriotisch zu denuncieren versucht. Inwieweit die genannten Herren diese Kampfesweise mit ihren persönlichen Ehrbegriffen zu vereinigen imstande sind, überlassen wir ihnen. Wir haben nicht über ihre Ehre zu wachen, wohl aber wollen wir die Wächter unserer Ehre sein. Und darum protestieren wir feierlich gegen diese masslosen Beschimpfungen."

Wenn Prinz Liechtenstein die Juden angreift und hiebei dem Grafen Andrassy ein antisemitisches Brandmal aufdrückt, wird er freilich, ebenso wie Rohling, der „Lutherfeind" und „Talmud-Verfälscher", zuweilen selbst von eifrigen deutschen Protestanten als Autorität hingestellt. Duldsamer als Prinz Liechtenstein, ist der christlich-sociale Wiener Oberbürgermeister Dr. Lueger; er rief zwar kürzlich wieder in einer „Damenversammlung" unter dem jubelnden Beifalle der antisemitischen Amazonen, „wenn die Christen das Geld wieder dem christlichen Volke zuwenden, dann ist die sogenannte Judenfrage gelöst", veranlasste aber kurz darauf den Stadtrath, die Herstellug eines Ziergeländers auf der Wienflussmauer der Fabrik eines Juden zu übergeben, und handelt auch bei anderen ähnlichen Gelegenheiten nach denselben finanziell-toleranten Grundsätzen.

**Prag.** (Ein Brief an den Prager Erzbischof.) Am Aschermittwoch fand in Brandeis an der Elbe das Leichenbegängnis der Frau Machar, der Mutter des hervorragendsten czechischen Dichters der Moderne J. S. Machar, statt, zu welchem auch Professor Dr. Masaryk aus Prag mit seiner Frau eintraf. Er stieg in Brandeis

in einem Hotel ab, in welchem der „Katholische Gesellenverein des heiligen Josef“ sein Vereinslocal hat. Als die Mitglieder dieses Vereines von der Anwesenheit Masaryks Kenntnis erlangt hatten, kamen sie abends zur Abreise desselben auf den Bahnhof. Als Professor Masaryk auf dem Bahnhofe erschien, wurde er mit Johlen und Rufen „Judenknecht! Hülsner! Henkt ihn auf!“ empfangen. Die Demonstration wurde von dem Brandeiser Kaplan geleitet. J. S. Machar veröffentlichte nun ein offenes Schreiben an den Prager Fürsterzbischof Baron Skrbensky, in welchem es unter anderem heisst: „Professor Masaryk hat ähnliche Demonstrationen schon mitgemacht, wiederholt in politischen Versammlungen. Dass er aber beschimpft und mit Schmähungen bei einem Begräbnisse überhäuft wurde, als er kam, um einen Act christlicher Liebe zu vollbringen, das blieb den Christlich-Socialen vorbehalten, die in einem Vereine concentriert sind, der den Namen des Erziehers des Heilands führt. Ich weiss nicht, ob Eure Eminenz die Affaire Hülsner kennen. In Kürze: Ein Angehöriger des Volkes, aus dem unser Heiland, die Apostel und Jünger hervorgegangen, wurde wegen eines Mordes an einem christlichen Mädchen vor Gericht gestellt. In Wort und Schrift wurde ihm und seinem Volke eine fürchterliche Anklage an den Kopf geworfen, die des Ritualmordes. Es war in erster Reihe der Mund des Clerus und die Presse der Christlich-Socialen, welche diese Drachensaat streuten, und gegen sie trat Professor Masaryk auf. Nicht um Hülsner zu vertheidigen, sondern um die grässliche und in ihren Folgen unabsehbare Anklage des Ritualmordes abzuwehren. Dort, Herr Erzbischof, wo nach dem Geiste der Gesetze des Herrn ein katholischer Priester hätte stehen sollen, stand der Protestant Professor Masaryk. So wie um ihre Vorgänger, ist um Ihre Person eine Reihe von Canonici, Prälaten, Vicaren, Dechanten und Pfarrern gestellt, deren erste Pflicht es ist, ihren Oberhirten darüber zu informieren, in welcher Weise das Christenthum in unserem Lande geübt wird, wie die Kirche ihre Mission bei uns erfüllt. Und die, Herr Erzbischof, diejenigen, welche sich um den Nachwuchs der katholischen Seelsorge in unserem Vaterlande zu bekümmern haben, klage ich an, die bezeichne ich als die Schuldtragenden an der unchristlicheu That vom Aschermittwoch in Brandeis, sie sind es, die den Katholicismus erschlagen und den Glauben ersticken, nicht nur an Rom, sondern an die Lehre Christi, als deren einzig berechtigte Ausleger sich jene hinstellen. Aus ihren Seminarien kommen Wölfe, unverträgliche, unverständige Hirten. Der, welcher für die Menschheit am Kreuze starb, hat in Wahrheit keine ärgeren Feinde!“ Ob wohl die flammende Anklage des Dichters auf den Oberhirten der Prager Erzdiöcese Eindruck machen wird? Man darf begierig sein auf die Antwort, welche Fürsterzbischof Skrbensky dem nationalen Dichter hoffentlich nicht schuldig bleiben dürfte.

— Prag. (Hilfsverein für die nothleidende jüdische Bevölkerung Galiziens.) Sonntag den 2. d. M. constituierte sich unter grosser Betheiligung im Adlersaale des Deutschen Studentenheims die Prager Ortsgruppe dieses Vereines Herr JUDr. Hammerschlag eröffnete die Sitzung und verlas die eingelaufenen Glückwunschtelegramme. Hierauf wurde Herr JUDr. Arnold Rosenbacher zum Vorsitzenden und Herr Richard Petschek zum Schriftführer der Versammlung gewählt. Herr Leopold Jerusalem erstattete den Bericht des vorbereitenden Comités, votierte dem Oberrabbiner Herrn Dr. Ehrenfeld Dank und Anerkennung für die Förderung der Action und schilderte die Zustände, welche die Hilfsaction für die nothleidenden galizischen Juden herbeiführten. In Galizien leben 800.000 Juden (11 bis 12% der Gesammtbevölkerung), hievon 70% in Städten, 30% auf dem Lande; 500.000 Juden sind brotlos und befinden sich in einem Zustande, von welchem man sich hier keinen Begriff machen könne. Starrend von

Schmutz und Ungeziefer, dämmern diese Menschen dahin in einem Zustande physischer und moralischer Entartung, gebannt von fatalistischen Gedanken und verloren in Glaubensideen, welche ihnen von falschen Propheten eingeimpft sind. Die eingeleitete Hilfsaction soll darin bestehen, Gelegenheit zum Erwerbe zu schaffen, und zwar durch Gründung von Hausindustrien und Handwerkerschulen, Erwerb von Ackerland, billiger Pacht und Gewährung von Credit. — Die Wahl der Functionäre ergab folgendes Resultat: Herr M. Benies, Grossindustrieller, wurde zum Obmann, Herr kais. Rath Philipp Falkovicz zum Obmann-Stellvertreter, Herr M. Schück, Fabrikant, zum Cassier, Herr Commerzialrath Benedict Böhm zu dessen Stellvertreter, als erster Schriftführer Herr JUDr. Rudolf Bloch und Herr Max Erben zum zweiten Schriftführer gewählt.

**Strehlen.** (Das „Ritualmordmärchen"), welches man seinerzeit auch hierher zu verpflanzen versucht hatte, das aber dank dem gesunden Sinn unserer Bevölkerung bei uns keinen genügenden Nährboden fand, ist jetzt gründlich und endgiltig abgethan worden durch folgendes Inserat in der „Strehlener Zeitung": „Hierdurch erkläre ich, dass ich die Anschuldigung, Herr Cantor Simson habe den fünfjährigen Sohn meines Bruders mit Zuckerzeug beschenkt und in das Synagogengrundstück gelockt, wissentlich falsch gethan habe, ich bedaure dies und leiste hierdurch Herrn Cantor Simson Abbitte. Als Sühne habe ich 20 Mark in die Armencasse zu Strehlen gezahlt." — Die Abbitte trägt die Namensunterschrift des antisemitischen Verleumders, der mit seiner verlogenen Beschuldigung leicht grosses Unheil hätte anstiften können.

---

# Feuilleton.

## Allerlei Jüdisches.

Von **Karl Emil Franzos.**

Die folgende Aufzeichnung betrifft eine Frage, die heute jeden denkenden Juden beschäftigt. Sie erhebt nicht den Anspruch, diese Frage lösen zu wollen; sie ist lediglich das individuelle Bekenntnis eines Einzelnen.

* * *

Jeder anständige Mensch wird, wenn ihm gegenüber sein eigenes Nest beschmutzt wird, Farbe bekennen und sagen: „Ich gehöre mit dazu.“ Es geschieht also gewiss nicht, um mich zu rühmen, wenn ich ausspreche, dass ich stets, wenn jemand mir gegenüber ungünstig von Juden spricht, ihn, je nach seiner eigenen Tonart, mehr oder minder höflich ersuche, dies zu unterlassen, weil ich selbst Jude sei.

Nur einmal ist mir dies so bitter schwer gefallen, dass ich es nicht sofort, sondern erst nach einer Minute that.

Ich verbrachte im Sommer 1901 einige Wochen in Münster im Elsass. Mir gegenüber sass bei der Mittagstafel im „Hotel Münster“ ein Herr aus einem Fabriksorte bei Chemnitz, ein sehr höflicher Mann mit ganz unglaublich sächsischem Dialect. Wir sprachen zuweilen einige Worte.

Als Stammgast hatte ich auch des Morgens im Frühstückszimmer meinen bestimmten Platz, den mir der Kellner, ein Italiener, immer frei hielt. Schwer fiel ihm dies nicht; ich frühstückte zu einer so frühen Stunde, dass in der Regel die meisten Tischchen unbesetzt waren. Als ich nun eines Morgens erscheine, erzählt mir der Kellner in seinem Kauderwelsch von Italienisch, Französisch und Deutsch, zwei Herren hätten die Plätze an meinem Tischchen belegt, aber er hätte ihre Zeitungen auf das nächste placiert. Die eifrig vorgetragene Geschichte war für mich nur von linguistischem Interesse. Ich setzte

mich also hin und frühstückte. An einem anderen Tischchen that der Sachse das Gleiche.

Nach einer Weile erscheinen die beiden Herren, sichtlich Glaubens- oder doch — man kann mit derlei Behauptungen heutzutage nicht vorsichtig genug sein — zum mindesten zweifellos Rasse-Genossen. Sie treten an meinen Tisch heran, und der eine von ihnen sagt sehr brüsk:

„Ich habe diesen Tisch belegt! Wo sind meine Zeitungen?"

Der Kellner stürzt herbei, deutet auf das Tischchen daneben und sagt den Herren, in seinem Eifer allerdings nur italienisch, das sei mein ständiger Platz und er habe sich dies daher gestattet.

Die Herren setzen sich an den nächsten Tisch (nebenbei bemerkt, es war zwischen diesem und dem meinen wahrlich kein Unterschied). Aber sie sind dennoch sehr, sehr ungehalten, und der eine sagt zum anderen, während der Kellner abstürzt, ihr Frühstück zu holen, überlaut:

„Unerhört! Ich belege mir einen Tisch, und da kommt der Mann, legt die Zeitungen weg und setzt sich selbst hin."

Ich verliere die Geduld nicht so leicht. „Das hat nicht der Mann gethan," erwidere ich lächelnd, „sondern der Kellner. Es ist der Platz, den ich immer habe."

Darauf wieder der Sprecher von vorhin zu seinem Gefährten:

„Er sagt: der Kellner! Das können wir glauben — das können wir nicht glauben — wie es uns gefällt."

Nun ich allerdings auch nicht eben sanft, ich verbäte mir solche Redensarten. „Ist das der Ton unter Culturmenschen?!"

Da tönt vom nächsten Tische die sanfte Stimme des Sachsen:

„Aber kutester Herr F., dis gahn Sie doch nicht wundern! Es sind ja Juden!"

Die beiden Herren schwiegen, aber ich — ich gestehe es — ich auch. Erst nach einer Minute hatte ich die Fassung gewonnen, dem Sachsen zu sagen:

„Sie haben es gut gemeint, aber richtig war Ihr Trost nicht. Denn wir Juden sind auch Menschen, sogar Culturmenschen."

Der Sachse erwiderte nichts, sah mich aber nicht eben freundlich an. Und die beiden schwiegen auch und thaten das Gleiche. Ich aber sass in der Mitte und schaute niemand feindlich an, machte mir aber im Stillen meine Gedanken über beide Theile. Auszusprechen brauche ich sie hier wohl nicht.

Das war das einzigemal, wo es mir schwer fiel, zu sagen: „Ich bin Jude!" Aber, ob es einem nun schwer oder leicht fällt, man muss es thun. Die Tonart muss freilich taktvoll gewählt sein. Viele sagen es scherzhaft; das ist nicht immer angemessen. Ich habe es nur einmal in dieser Tonart gethan, aber da hatte ich die Empfindung, als ob es nicht anders gienge.

Es war im Sommer 1891, für mich unvergesslichen Angedenkens: der Sommer, wo sich der Strom der flüchtigen russischen Juden über Deutschland ergoss. Ich war vom Mai bis in den August hinein für die Sache thätig gewesen, so weit mir irgend die Kraft reichte, zuerst als Schriftführer des Central-Comités in Berlin, dann auf Reisen von der schlesischen bis zur rumänischen Grenze, um in Galizien und der Bukowina die Local-Comités zu organisieren. Als ich heimkam, hatte ich das Essen und Schlafen verlernt, und der Arzt schickte mich schleunigst in die Schweiz. Dort flickte ich mir auf Rigi-Scheidegg langsam die Nerwen wieder zurecht und kam dann nach Luzern hinunter.

Am Abend meiner Ankunft war ein Hamburger Kaufmann mein Gegenüber an der Abendtafel des „Hotels St. Gotthard", ein netter, angenehmer Mann, mit dem ich in behagliches Plaudern kam.

Am nächsten Morgen weckte mich in aller Frühe eine böse Nachricht aus Berlin. Das Comité telegraphierte mir, in Hamburg sei die Cholera ausgebrochen; durchaus unrichtigerweise sei das Gerücht verbreitet, dass sie durch die russischen Juden dorthin eingeschleppt worden sei. Ich möge an die mir befreundeten Blätter die telegraphische Bitte richten, diesem unwahren Gerücht — das war es wirklich — entgegenzutreten.

Mit dieser Arbeii verbrachte ich den Vormittag und gieng um Eins zur Frühstücks-Table d'hôte. Der Hamburger sass bereits da, und rief mir, kaum, dass ich mich gesetzt hatte, erregt zu:

„Denken Sie nur, welche Depesche ich eben von Hause bekommen habe! In Hamburg ist die Cholera. Die Juden, diese verdammte Geissel der Menschheit, haben sie dort eingeschleppt."

Der „Gotthard" ist ein Touristen-Hotel; die meisten Gäste bleiben nur einen Tag; niemand lernt seinen Nachbar kennen, und es geht daher an der Tafel sehr still zu. Aber diese Nachricht wurde doch nicht lautlos aufgenommen, dazu war sie zu aufregend.

Ich hatte die die Empfindung, nicht bloss, dass ich eintreten müsse, sondern auch, dass es hier mit dem Pathos nicht gethan sei. Und so sagte ich so laut, dass meine Stimme das erregte Gespräch an der Tafel übertönte:

„Ja, die Cholera ist in Hamburg. Aber zweierlei muss ich Ihnen sagen. Erstens: die Juden sind daran unschuldig. Und zweitens: ich geissele selbst mit!"

Der Kaufmann wurde verlegen. Einige lachten und die Spannung war beseitigt.

Sagen muss man es, wiederhole ich zum drittenmale das Selbstverständliche. Zudem weiss in der Regel der Angreifer ohnehin, wen er vor sich hat. Wer schweigt, macht es also, wie mein einstiger Secretär Simon T. in Wien.

Simon T. war ein braver, tüchtiger, pflichttreuer Mensch, ein vortrefflicher Stenograph, hatte auch was gelernt. Er stammte aus Galizien und studierte nun in Wien Philologie. Er hatte nur zwei Schwächen: Erstlich mauschelte er, wie ich nie einen gebildeten Menschen habe mauscheln gehört. Sein Deutsch war der Triumph, der Enthusiasmus der Mauschelei. Aber er mauschelte nicht bloss mit Mund und Lippen, auch nicht bloss mit Händen und Füssen, sondern mit dem ganzen Körper. Und dabei war seine zweite Schwäche, sich um Himmelswillen nicht als Juden zu erkennen zu geben.

Eines Tages kommt Simon T. zu mir und zeigt mir erfreut ein glänzendes Colloquien-Zeugniss des Professors Emanuel Hoffmann. „Es ist alles gut gegangen," sagt er. „Aber mir scheint, Hoffmann ist ein Judenfeind." (Das Wort „Antisemit" war damals noch nicht erfunden.)

„Was Ihnen nicht einfällt," erwidere ich. „Ich kenne ihn ja! Woraus schliessen Sie das?"

Simon T. wiegt sich in den Hüften hin und her. „Woraus? Er hat mir ja eine Falle gestellt! Aber wer geht nicht in die Falle? Ich! Fein habe ich mich herausgezogen." Er schnalzte mit der Zunge: „Sehr fein!"

„Was war das für eine Falle?!"

„Er will wissen, ob ich ein Jud' bin. Fragt er mich: „Herr T.," fragt er, „Sie haben ja etwas Tüchtiges gelernt; aber wie kommen Sie zu diesem argen Mauscheln?" Natürlich will er, ich soll antworten: „Weil ich ein Jud' bin." Was aber sag' ich? „Herr Professor," sag' ich, „erstens glaub' ich nicht, dass ich mauschle. Zweitess: wie soll ich nicht mauscheln? Ich bin nämlich aus Galizien! Dort wohnen doch so viele Juden! Mit sie habe ich verkehrt, von sie habe ich es mir angewöhnt!" — — „Im deutschen Reich."

## Das jüdische Weltproletariat.

Von *Henri Dagan.*

(Schluss.)

Schlussfolgerungen.

Was unmittelbar aus diesen unwiderleglichen Thatsachen, die wir bisher angeführt haben, hervorgeht, ist, dass ein gewaltiges jüdisches Proletariat existiert und dass die reichen, wohlhabenden geschäftstreibenden Juden eine ganz unbedeutende Minorität sind im Verhältnis zu jener grossen Menge von Bedürftigen. Diese Feststellung genügt, um die antisemitischen Thesen zu widerlegen, wenn man einen systematischen Hass noch als These bezeichnen kann.

Es ist selbstverständlich, dass, wenn Drumont, der, wie wir annehmen, in gutem Glauben gehandelt hat, diese Thatsachen gekannt hätte, er nicht für alle öffentlichen Calamitäten die bedürftigste und unterdrückteste Rasse würde verantwortlich gemacht haben. Woher rührt diese Verblendung? Ein intelligenter Mann, der Antisemit war, ehe er beobachten und nachdenken lernte, wird uns Aufklärung geben.

Vor einigen Jahren brach in Kunawine ein heftiger Aufstand gegen die Juden aus. Um die Ursache der Unruhen kennen zu lernen, vertraute der Minister einem Beamten Namens Sogoloub, der beim Civilgericht in Petersburg angestellt war, die Untersuchungen am Orte des Aufruhrs an und beauftragte ihn, der dortigen Gerichtssitzung beizuwohnen. Wir lassen einige Auszüge aus den „Erinnerungen", die Sogoloub selbst im „Russkoje Bogatstwo" veröffentlichte, folgen:

„Ich will ganz frei bekennen, dass ich, als ich von Petersburg abreiste, den Juden wenig günstig gesinnt war. Meine ersten Eindrücke nach meiner Ankunft in Kunawine waren nur dazu geeignet, meine Antipathie noch zu verstärken. Aber als ich die aufgenommene Untersuchung weiter verfolgte und vor meinen Augen die Angeklagten, die Zeugen und die überfallenen und ruinierten Juden passieren liess, als ich am Abend über alles, was ich am Tage gesehen und gehört hatte, nachdachte, da drängte sich mir die Ueberzeugung auf, dass meine Antipathie nur das Product des Milieus, in dem ich in St. Petersburg gelebt hatte, gewesen war, und dass die Wirklichkeit keineswegs

meinen bisherigen Ansichten entsprach. Von Tag zu Tag verstärkte sich immer mehr in mir der Glaube und die Ueberzeugung, dass ich einer grausemen, verhängnisvollen und uralten Ungerechtigkeit beiwohnte; und ich glaubte, es ist nicht ohne Wert, die Phasen zu bestimmen, die ich durchlaufen musste, ehe ich zu einer sympathischeren Würdigung der Rolle und der Person der Juden kam . . . . Seit Jahrhunderten ist der Jude Gegenstand des Volkshasses. Auf Perioden der Ruhe folgen plötzliche Ausbrüche der Gewaltsamkeit und Roheit. Die gegen die Juden gerichteten feindlichen Gefühle rühren von der Verschiedenheit der Religion und der wirtschaftlichen Concurrenz her. Die Menge hat kein Urtheil. Ein ungebildeter, uncivilisierter Mensch sucht nicht die ersten Ursachen irgend einer Thatsache zu ergründen. Er urtheilt nach dem, was er sieht. Da er sieht, wie intelligent, unternehmend und sparsam der Jude ist, denkt er, der Jude treibe Wucher, und glaubt, dass er ohne den Juden glücklich sein würde und alles besitzen könnte, was er begehre. Die Kenntnis der Gesetze und eifriges Studium lassen allein erkennen, dass unsere Gesetzgebung, unsere Verwaltung den Juden zu dem gemacht hat, was er jetzt ist, die ihm, indem sie ihm alle Carrièren verschlossen, ihm alle Wege sperrten, keinen anderen Ausweg liessen, als Handel und Geldgeschäfte zu treiben. Durch unsere Gesetze, unsere Ausnahmemassregeln haben wir den Juden zu dem gemacht, was er ist. Der arme unwissende Bauer glaubt, dass der Jude ihm das Gras unter seinen Füssen wegschneidet, dass der Jude die Spinne ist, die den Armen das Blut aussaugt. Das ist schon ein ganz falscher Glaube, denn im Kampfe ums Dasein darf man sich nicht um die Rassenfrage kümmern.“

Diese falsche Idee von der Rasse (oder vielmehr von der Uebermacht einer Rasse) hat nicht nur in der Menge — durch den Einfluss von Zeitungen — sondern auch in den Köpfen einiger gelehrten Specialisten Wurzel gefasst. Irgend ein Physiologe, oder ein historischer Physiologe (Jules Soury), der völlig im unklaren über die ökonomischen Beziehungen der Menschheit ist, der nichts von den industriellen Ereignissen dieses Jahrhunderts weiss, der unbekannt mit den Löhnen, Arbeitseinstellungen, der einheimischen und auswärtigen Concurrenz ist, mit einem Wort, der nichts von den Vorbedingungen für die Existenz dieser bedürftigen und armseligen Classe weiss, sieht nur ein atavistisches Phänomen da, wo die Thatsachen uns ein sociales Phänomen erkennen lassen. Die ausgedehnte Specialisierung (die durch die ungeheure Entwicklung der Wissenschaften erforderlich geworden ist) hat den geistigen Horizont, des Gelehrten so beschränkt, dass seine kleine Welt ihm die übrige verbirgt. Was den besonderen Fall der Juden betrifft, so schreibt man der Rasse eine geheimnisvolle Macht (der Eroberung oder der Zersetzung) zu. Als ob die Rasse sich selbst nicht fortwährend unter dem Drucke der äusseren Einwirkungen modificierte.

Wir haben die Legionen von verarmten Juden erwähnt, die vom sweating system bedrückt sind, das hauptsächlich von jüdischen Arbeitgebern in England und in den Vereinigten Staaten eingeführt worden ist. Wir haben die jüdischen Arbeiter vorgeführt, die sich, ebenso wie die christlichen, untereinander Concurrenz machen. Genügt dies nicht, um zu beweisen, dass keine Solidarität vor den Sonderinteressen und der Concurrenz bestehen kann?

Wir haben ferner gezeigt, dass die Zusammenpferchung der Juden in den „Territorien“ in Russland die Juden gezwungen hätte, sich gegenseitig zu ruinieren und mitunter ein Wuchersystem zu schaffen, dem ihre Glaubensgenossen zuerst zum Opfer fielen. Ist dies nicht eine genügende Erklärung für die Armut der grossen Masse und den Reichthum einzelner weniger?

Wir haben gesehen, wie arme Familien sich gerne zum Islam bekehrten, wie Londoner Arbeiter sich dem Gottesdienste gegenüber gleichgiltig verhielten und den Sabbath nicht mehr beachteten. Oeffnet nicht dies dem weniger klar Sehenden die Augen über die angebliche Unveränderlichkeit der Rasse?

Wir haben die russischen und rumänischen Auswanderer gesehen, die mit den geringsten Löhnen zufrieden waren und so die schwersten und verschiedenartigsten Arbeiten verrichteten; wie kann man diesen Thatsachen gegenüber von „eingewurzelter Habgier“ und von „Abscheu vor Handarbeit“ sprechen?*)

Uebrigens sind die Citate aus dem Talmud, die die Arbeit betreffen, sehr zahlreich. Hier seien einige angeführt:

„Die Handarbeit wird von Gott geliebt.“ (Tosfiéa Baba Kama, Capitel 4.) „Lass deinen Sohn ein angemessenes Handwerk lernen“ (Mischna, Kidduschin IV, 13.) „Ebenso wie man verpflichtet ist, sein Kind zu ernähren, muss man es auch ein Handwerk lernen lassen.“ (Kidduschin 30b.) „Die schönste Arbeit ist die Ackerarbeit; obgleich sie viel weniger einträglich ist, muss sie doch jeder anderen vorgezogen werden“. (Jebamot 63a.) „Ziehe einem Aas auf der Stelle das Fell ab, empfange deinen Lohn und sage nicht: Das ist zu demüthigend für mich.“ (Pessachim 113a), u. s. w.

Erst nach den Kreuzzügen untersagten zahlreiche Edicte in allen Ländern den Juden die Landwirtschaft und das Betreiben eines Handwerkes.

Der canonische Beschluss des Lateranischen Concils verbot den Juden, Christen bei der Verrichtung ihrer Arbeiten zu benützen. Hierdurch wurden sie gezwungen, die Landwirtschaft aufzugeben und sich dem Handel zu widmen. In Arragonien verbot das Edict vom 12. Jänner 1412 den Juden, Handwerker zu werden. Der Papst Benedict XIII. erliess am 11. Mai 1415 eine Bulle von 11 Artikeln, in denen er den Juden verbot, irgend ein Handwerk zu treiben. Der Papst Pius V. verbot ihnen den Besitz von Ländereien und allem Gewerbe, ausser dem des Trödlers (19. April 1506) u. s. w. Siehe Groetz und Kurrein. Ebenso: Untersuchung des Antisemitismus von Henri Dagan.

Wir haben gesehen, mit welchem Eifer die armen Juden und selbst die „gebildeten“ den landwirtschaftlichen Beschäftigungen sich widmeten. (Palästina, Vereinigte Staaten, Republik Argentinien, u. s. w.) Was bleibt noch von dem Abscheu vor der Landwirtschaft übrig?

Je mehr man beobachtet, je mehr man überlegt, umsomehr erkennt man, dass die antisemitischen Behauptungen völlig grundlos sind und den unwider-

---

*) „Wenn etwas, hat Renan geschrieben, aus der Arbeit hervorgeht, die wir in der „Histoire littéraire de la France“ (Band XXVII) über die Lage der Juden im Mittelalter veröffentlicht haben, so ist es die Thatsache, dass vor dem Ende des 18. Jahrhunderts die Juden genau dieselben Berufe ausübten, wie die Franzosen.“

leglichen Thatsachen geradezu widersprechen. Es denkt niemand daran, zu leugnen, dass es eine Anzahl von Juden gibt, die Geldleute, Speculanten, Wechsler und Kaufleute sind, dass diese Juden in ihren Operationen oft geschickter und erfolgreicher gewesen sind als die Christen („Die Gesetze haben aus dem Juden gemacht, was er ist"), aber man wird fortan, wenn man ein unparteilicher Geschichtsschreiber und beachteter Pamphletist sein will, die Existenz des jüdischen Proletariates in Rechnung ziehen und jede Besprechung darnach einrichten müssen.

---